



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Jena. 1

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Jena

1



Die Katastrophe, die der Schlachttag von Jena und Auerstedt über den preussischen Staat gebracht hat, gehört zu den Seltenheiten in der Geschichte. Zwanzig Jahre nach dem Tode des Großen Königs, noch im Sonnenschein seines Ruhmes, brach das Heer und mit ihm der Staat zusammen, dem es sein hohes Ansehen erfochten und bis zu jenem Tage behauptet hatte. Jahrzehnte hindurch ist der Zusammenbruch von Jena dem Heere und seinen Führern aufgebürdet worden, dem Heere, das auf den Lorbeeren Friedrichs des Großen eingeschlafen gewesen sei, den Führern, die zu alt und zu bequem gewesen seien und weder ihre Zeit noch den Feind verstanden hätten. Manches daran ist richtig. Die Armee war veraltet, achtzigjährige Generale, siebzugjährige Regimentskommandeure, sechzigjährige Bataillonskommandeure waren nicht die Führer, die man Napoleon und seinen Truppen entgegensetzen durfte. Aber der größere Teil der Schuld fällt nach allen neuern Forschungen doch weniger der Armee als der Politik zu, der sie als Werkzeug dienen sollte, und deren Planlosigkeit das Heer schon erlegen war, ehe es das Schlachtfeld betrat. Der Politik entsprach die Strategie, die völlig verfehlt war einem Feldherrn gegenüber, der zu nichts weniger geneigt war als zu halben Maßregeln, und der den Krieg in jeder Hinsicht mit jener Rücksichtslosigkeit des Revolutionszeitalters führte, die die preussische Armee überhaupt niemals erlernt hat.

Bis zum Tode Friedrichs des Großen war der preussische Staat durch ein einziges Genie regiert worden. Die Lücke, die durch sein Hinscheiden entstand, hatten seine Nachfolger nicht auszufüllen vermocht. In der Politik wie im Heerwesen fehlte es nicht an tüchtigen Männern, wohl aber an einem überragenden Geiste, der die richtigen Personen an die richtigen Plätze zu setzen verstand und die Summe ihrer Wirksamkeit einheitlich zum Heile des Ganzen zusammenzufassen vermochte. So kam es, daß man in der alten Überlieferung

inmitten eines neuen Zeitalters fortlebte, ohne daß die geeigneten Kräfte vorhanden waren, die alte Tradition mit den Forderungen der neuen Zeit vorschauend zu verbinden und zu durchdringen. Friedrich der Große hatte vom Hubertusburger Frieden bis zu seinem Todestage die kontinentale Politik Europas in gewissem Sinne beherrscht, jedenfalls insoweit, daß neue Koalitionen gegen ihn nicht mehr zustande kamen, und daß sich eine Politik, der er nicht zustimmte, nicht zu behaupten vermochte. Mit dem Emporkommen Napoleons war die autoritative Stellung in Europa, die Friedrich der Große und Preußen behauptet hatten, auf Frankreich und sein Staatsoberhaupt übergegangen, während der preußische Staat noch mit der alten Überlegenheit rechnete, die ihm tatsächlich längst entglitten war.

Die Geschichtsforschung hat sich namentlich in den letzten dreißig Jahren angelegen sein lassen, die eigentlichen Ursachen eines Zusammenbruches zu ergründen, der auch für die erleuchteten Geister des Heeres von 1806 unerwartet war. Noch am Vorabend der Katastrophe atmen die Ausprüche und die Niederschriften von Männern wie Blücher, Scharnhorst, Knesebeck, Marwitz, Reiche und sogar Clausewitz, der später ein scharfer Kritiker der führenden Persönlichkeiten geworden ist, volles Vertrauen, und den Truppen ist von den einzelnen Befehlshabern in den spätern Berichten und Rechtfertigungsschriften fast durchweg große Bravour zuerkannt worden. Das weitaus größte Verdienst um die Erforschung jener Zeit fällt dem heutigen kommandierenden General unsers ersten Armeekorps zu, Freiherrn von der Goltz, der seine bahnbrechende Studie vom Jahre 1883 „Roßbach und Jena“ zu einem wertvollen Buche erweitert hat, das ebenso für die Armee wie für die bürgerlichen Kreise der Nation geschrieben, in beiden die weiteste Verbreitung finden und namentlich dem vaterländischen Geschichtsunterricht bedingungslos zugrunde gelegt werden sollte. Aber schon Droysen hat in seinem unsterblichen Buche vom alten York, das sich jetzt schon mehr als vierzig Jahre in den Händen des deutschen Leserkreises behauptet, mit den Grund zu diesen Forschungen gelegt, indem er darauf hingewiesen hat, daß die Generale, die 1813 bis 1815 das preußische Heer von Sieg zu Sieg führten, doch sämtlich der Armee von 1806 angehört hatten, zum mindesten als Stabsoffiziere, sodaß also die Männer nicht gefehlt haben, die unter andern Bedingungen auch damals den Sieg an die preußischen Fahnen gefesselt haben würden. Das beredteste Zeugnis zugunsten des preußischen Heeres ist aber den Behauptungen Napoleons und seiner Marschälle nach der Schlacht zu entnehmen, die den geschlagenen Feind in seiner numerischen Stärke ganz bedeutend überschätzten.

Bei einer einheitlichen, ihrer Aufgabe gewachsenen Leitung auf preußischer Seite würde somit die eine verlorne Schlacht einen so furchtbaren Zusammenbruch des Staates schwerlich zur Folge gehabt haben. Auch Friedrich der Große hat Schlachten verloren, auch während des Siebenjährigen Krieges geriet Berlin in die Hand des Feindes, aber der König vermochte den so sehr erschöpften Mitteln seines

Landes dennoch immer wieder die Kräfte zu entziehen, um sich sowohl auf dem Schlachtfelde wie in der Politik zu behaupten. Am Abend des 14. Oktober 1806 war zwar die preussische Armee unter schweren Verlusten des Feindes geschlagen worden, die größer waren als die preussischen, aber alle Hilfsquellen des Staates sowie ein großer Teil der Armee, der nicht mit im Felde gestanden hatte, waren vollständig intakt; es gebrach nur an der führenden und befehlenden Hand, um daraus einen Wall zu formen, der vielleicht sogar der napoleonischen Siegesflut standzuhalten vermocht hätte. Aber am Abend des 14. Oktober fehlte jede Disposition, jede Führung, für den Rückzug ebenso wie jede Disposition für die gesamte Staatsleitung. Der Rückzug einzelner Teile, wie namentlich der des Herzogs von Weimar und der Blücher'sche nach Lübeck, die vorzüglich geleiteten Gefechte bei Waren und Altenzaun, haben dargetan, daß die Auflösung des Heeres in seine Atome keineswegs eine notwendige taktische Folge der verlorenen Schlacht, sondern nur eine Folge der fehlenden obersten Führung war. Obwohl man schon im Jahre 1805 zum Kriege gegen Frankreich entschlossen gewesen war, die Armee mobil und wieder demobil gemacht wurde, war für die oberste Leitung im Rücken des Heeres so gut wie nichts vorgesehen. Der Organismus des Staates, in dem seit Friedrichs Tagen alles nur gewöhnt war, einem königlichen Befehl zu folgen, versagte in dem Augenblicke, wo dieser Befehl ausblieb. Wäre die Nation nach der Schlacht zu einem entschlossenen Widerstande aufgefordert, die Armee in einer gesicherten, weiter zurückliegenden Linie gesammelt worden, so würde weder Magdeburg noch Stettin schimpflich kapituliert haben, sofern ihre Verteidigungsausrüstung ihren Aufgaben entsprach. Es ist nicht die verlorne Schlacht, an der der Staat zugrunde ging, sondern die Kopflosigkeit nach der Niederlage. Schlachten haben alle Nationen, auch die kriegerischsten verloren, aber sie haben darum noch nicht sich selbst aufgegeben.

Die Haltung Frankreichs nach der Schlacht bei Sedan ist es namentlich gewesen, die uns Deutschen den Vergleich mit 1806 besonders nahe gelegt hat. Die Katastrophe von Sedan war nach so vielen vorausgegangnen Niederlagen zerschmetternder als die von Jena, nicht allein in dem Umfang der Verluste, sondern auch in Anbetracht der Tatsache, daß das Staatsoberhaupt mit dem gesamten Heere in Kriegsgefangenschaft geraten war. Es bleibt Gambettas unsterbliches Verdienst, nach dem militärischen Zusammenbruch von Sedan alle Kräfte der französischen Nation zu einem Widerstande zusammengefaßt zu haben, der nachhaltiger und für den Sieger opferreicher war als der Widerstand, den das Kaiserreich zu leisten vermocht hatte. Daß es in Preußen in den Jahren 1806 und 1807 an Männern nicht fehlte, die zunächst in kleinern Verhältnissen dasselbe zu leisten vermochten, haben Gneisenau, Mettelbeck und Schill bei der Verteidigung von Kolberg, der alte Courbière in Graudenz, Graf Götzen in der Grafschaft Glatz bewiesen, sobald sie von der Möglichkeit eines königlichen Befehls abgeschnitten, auf sich selbst, ihren Mannesmut und ihre Pflicht-treue angewiesen waren. Was dort im kleinen geschah, wäre im großen in

den Marken, in Pommern und in Ostpreußen möglich gewesen, wenn unmittelbar nach der Schlacht ein entschlossener Organisator des Widerstandes, mit diktatorischer Gewalt bekleidet, an die Spitze des Staates getreten wäre. Aber die Überraschung über das für unglaublich gehaltne Ereignis war so groß und so allgemein, daß niemand daran dachte, die im Staate noch reichlich vorhandenen Kräfte aufzubieten oder dafür zu sorgen, daß sie wenigstens an der Oder einen Konzentrationspunkt fanden. Bevor man sich von der Überraschung erholt hatte, waren die rastlos nachstürmenden Sieger zur Stelle. Auch auf französischer Seite hatte wohl niemand daran geglaubt, daß ein einziger Schlachttag genügen würde, die Monarchie Friedrichs des Großen so vollständig zu Boden zu schmettern, das Heer so gründlich zu zertrümmern, das bis dahin auch bei dem nunmehr siegreichen Feinde in hoher Achtung gestanden und als der gefährlichste Gegner gegolten hatte. Die Kräfte, die im preussischen Volke schlummerten, waren im Frühling 1813 keine andern, als wie sie 1806 und 1807 auch vorhanden waren. Im Gegenteil. Im Frühling 1813 konnte nur mit einem unendlich verkleinerten, vom Feinde vollständig ausgezogenen, kaum noch leistungsfähigen Staatsgebiet gerechnet werden, das zum Teil noch von französischen Heeren besetzt und nach jeder Richtung hin aufs äußerste erschöpft war; dem nur ein Heer von 42000 Mann zu Gebote stand, das man künstlich und ohne Aufsehen verstärken mußte, um den König und das Land nicht neuen französischen Gewalttaten auszusetzen. Vergewärtigt man sich die Leistungen des kleinen Preußens im Frühling 1813 unter dem Druck französischer Behörden und Garnisonen, so wird man auf die Frage, weshalb sich das mindestens doppelt so große Preußen vom Herbst 1806 nicht zu einer ähnlichen Leistung aufraffte, immer nur die Antwort finden: weil die Führung fehlte, und weil man die Folgen der ungewohnten Niederlage nur durch Kopflosigkeit zu einem Umfange anwachsen ließ, der durch die taktische Entscheidung von Jena und Auerstedt an sich keineswegs geboten war.

Um wieviel höher Napoleon die geschlagenen Preußen einschätzte als diese sich selbst, beweist der Umstand, daß obwohl er im Tilsiter Frieden das Land fast bis zur völligen Ohnmacht reduziert und wehrlos gemacht hatte, obwohl er von dem Könige persönlich einen sehr geringen, wenn auch unrichtigen Eindruck empfangen hatte, er dennoch nie aufgehört hat, Preußen als seinen gefährlichsten Feind anzusehen. Sein Sinnen ist bis zum Jahre 1811 darauf gerichtet gewesen, diesen Staat zu vernichten. Die Ahnung, daß von diesem zerstückelten Preußen aus die Art an die Wurzeln seiner Macht gelegt werden, daß sich jenseits der Oder die Nemesis zum vernichtenden Schläge erheben würde, hat ihn nie verlassen. Ségur erzählt, daß im Frühsommer 1812, auf dem Zuge nach Rußland, dem Kaiser und seiner Umgebung in den preussischen Dörfern die Zahl der jungen Leute aufgefallen sei, die in soldatischer Haltung ihn und sein stattliches Gefolge vorüberziehen sahen, ernst, schweigend und ohne Begrüßung. Es waren die mit Hilfe des Scharnhorst'schen Krümpersystems

ausgebildeten Mannschaften, die ein Jahr später auf den Ruf des Königs zu den Fahnen eilten, die künftigen Sieger von Lützen bis Belle-Alliance. Auf der Parade zu Insterburg im Juni 1812 machte das dort versammelte preußische Hilfskorps auf ihn einen sichtbaren Eindruck. Seinem prüfenden Auge entging die stolze Haltung dieser sechs Jahre zuvor von ihm geschlagenen Truppen nicht. Während die Rheinbündler und die Polen ihn beim Abreiten der Fronten mit Vive l'empereur begrüßten, standen die Preußen schweigend unter präsentem Gewehr. Die Geschichte des Feldzuges von 1812 ist schon in der Aufmarschbewegung vor der Überschreitung des Niemen nicht ohne Züge mühsam zurückgehaltener Erbitterung in den Reihen der preußischen Truppen, von dem Augenblick an, wo York die Führung übernahm, prägte sie sich auch an dieser obersten Kommandostelle deutlich genug aus.

Die Lage Preußens in den Jahren 1805 und 1806 ist Gegenstand vieler wertvoller geschichtlicher Darstellungen geworden. Seitdem Ranke im Jahre 1877 die Denkwürdigkeiten Hardenbergs herausgegeben hatte, wandte sich das öffentliche Interesse, noch unter den warmen Eindrücken des so glorreich beendeten Krieges, mit erhöhter Aufmerksamkeit der Erforschung des Feldzuges von 1806 und der Ursache der Niederlage zu. Das Interesse belebte sich, authentisch festgestellt zu sehen, ob die Verwaltung, ob das Heer die Hauptschuld an dem großen Zusammenbruch getragen habe, und wer die Persönlichkeiten gewesen seien, denen an erster Stelle die Verantwortlichkeit dafür zufiel. Aus diesem Erforschungszeifer heraus ist unter anderm auch Hermann Hüffers Buch „Die Kabinettsregierung in Preußen und Johann Wilhelm Lombard“ (Leipzig, Duncker und Humblot) hervorgegangen, das auf die Verhältnisse in Preußen während der Jahre 1797 bis 1810 in vieler Beziehung ein bezeichnendes Licht wirft und eigentlich jeden Zweifel daran beseitigt, daß es im wesentlichen das System der Kabinettsregierung gewesen ist, dem nicht erst bei Jena, sondern schon lange vor der Schlacht und jedenfalls nach ihr — der preußische Staat erlag. Wir besitzen in dem genannten Buche unter anderm eine sehr wertvolle Denkschrift des Kabinettsrats Mendken, des Großvaters Bismarcks mütterlicherseits, der unterm 11. Oktober 1797 dem Generaladjutanten von Köckritz eine eingehende Schilderung des Kabinettsdienstes unter Friedrich dem Großen gibt und daran Ratschläge knüpft, wie dieser Kabinettsdienst künftig praktisch einzurichten sei, auch eine für Friedrich Wilhelm den Dritten noch als Kronprinzen bearbeitete Denkschrift über die Führung der Geschäfte im Kabinet von einem ungenannten Verfasser ist bemerkenswert. Ebenso hat sich General von Mülhel im Jahre 1797 in einer Denkschrift zu demselben Gegenstande geäußert. Friedrich Wilhelm der Dritte zog nach seiner Thronbesteigung die Summe dieser Ratschläge und richtete sich auf diese Kabinettsregierung ein, die vor allen Dingen an dem Kardinalfehler litt, daß sie einen die gesamten Verhältnisse des Staates leitend und führend mit voller Schaffenskraft überschauenden Monarchen zur Voraussetzung hatte. Mendken sagt in seiner Denkschrift von Friedrich dem

Großen: „Die Gesichtspunkte der Staatsleitung lagen ausschließlich im Kopfe des Königs; die Staatsdiener mußten sie erraten und rieten oftmals falsch. Manche Individuen litten ungerecht und andre wußten durch irrige Vorstellungen Begünstigungen sich zu verschaffen. Ja, es konnte sogar einer der zu bloßen Schreibmaschinen gebildeten Kabinettssekretäre durch Zusammenstellung der Geschäfte, durch Aufmerksamkeit auf die Laune des Tages und andres, den Willen des Königs beschleichen. Die Bildung selbstdenkender Geschäfts- und Staatsdiener, die den Departements als wahre Chefs hätten vorstehen können, und deren eine jede gut organisierte Regierung bedarf, wurde gänzlich verhindert. Die Minister und Präsidanten sollten bloß handeln und ausführen, und selbst in der Ausführungsart ließ er ihnen selten die Hände frei. Sobald daher der Kopf fehlte, der für sie gedacht hatte, und sie selbst die Geschäfte ihres Departements in großen Übersichten fassen und leiten sollten, da fand sich, freimütig gesprochen, im Grunde kein einziger, der seinen Pflichten gewachsen gewesen wäre.“ Mencken sagt weiter, die Schäden dieser Geschäftsführung zeigten sich schon in den letzten Jahren des Königs selber, besonders in den entferntern Provinzen, wohin sein Auge nicht mehr allerwärts durchdringen konnte. „Seine Grundsätze reichten für die sich mehrenden Komplikationen der Staatsmaschine nicht mehr hin, zum Teil waren sie auch für den Geist der Zeit und der Menschen, die sich bereits merklich zu verändern anfangen, zu alt und zu rauh. In seinem Alter wären keine Abänderungen seines Systems von ihm zu erwarten gewesen, aber es ist nicht zu zweifeln, daß wenn er in diesem Augenblick in seiner vollen Jugendkraft auf dem Throne säße, er es selbst unmöglich finden würde, den Staat, so wie er jetzt existiert, nach seiner vorigen Art zu regieren und in seinem noch so einzigen Kopfe wiederum das Ganze und das Detail allein zu konzentrieren.“ Alle diese Vorschläge von Mencken, Röchel u. a. gipfeln darin, daß sie dem jungen König einen Kabinettsdienst organisieren, der durch reglementarisch geordnete Formen den König selbst bindet, gewissermaßen eine äußere Ordnung schafft, aber damit auch den König weit mehr von den Kabinettsräten abhängig macht, die nicht mehr wie zur Zeit Friedrichs des Großen nur seine Werkzeuge — um Menckens fast modernen Ausdruck zu gebrauchen: seine Schreibmaschinen — sind, sondern einen direkten Einfluß auf die Bearbeitung der Geschäfte und auf die königlichen Entschlüsse üben. Vom 3. März 1798 datierte noch ein Vorschlag des Kabinettsministers Grafen von Haugwitz, der dem König empfiehlt, einen eignen Kabinettsrat für die auswärtigen Angelegenheiten anzustellen und Lombard mit diesem Posten zu betrauen. Auf Lombard ruhte dann auch in der Tat ein nicht geringer Anteil an der verhängnisvollen auswärtigen Politik der Jahre 1804 bis 1806. Preußen hatte sich durch Napoleon hinhalten und täuschen lassen, namentlich im Jahre 1805, wo ein gemeinsames Vorgehen mit Österreich und Rußland von großer Bedeutung hätte werden können. Als man sich 1806 gezwungen sah, zu den Waffen zu greifen, nachdem es Napoleon an der Zeit hielt, die Maske abzuwerfen, war es für eine erfolgreiche Entscheidung zu spät. Vergeblich hat Hardenberg wiederholt in mündlichen Erörterungen den König

auf die Gefährlichkeit dieser Art von Regierung aufmerksam gemacht, der König hörte ihn gütig an, ließ aber alles beim alten. Eine im April 1806 von Stein verfaßte Denkschrift: „Darstellung der fehlerhaften Organisation des Kabinetts und der Notwendigkeit der Bildung einer Ministerialkonferenz“ wurde wegen der Verbtheit der Sprache dem Könige nicht übergeben, sondern der Königin zugestellt, ist aber, wie Hüffer annimmt, niemals vor die Augen des Königs gelangt.

Eine Denkschrift ähnlichen Inhalts las am 15. August 1806 — nach der befohlenen Mobilmachung — General Rüchel, einer der angesehensten Offiziere des Heeres, als Verfasser dem Könige selbst vor. Auch ihm gegenüber beschränkte sich der König auf höfliche Antworten; des Königs Schwager, der Prinz von Oranien, der Herzog von Braunschweig-Des hatten mit ähnlichen Schritten keinen andern Erfolg. Lombard rechtfertigte sich und Haugwitz, vom Könige selbst von diesen Schritten in Kenntniß gesetzt, durch eine ausführliche Apologie. Jetzt schickten sich die um das Schicksal des Staates besorgten Persönlichkeiten an, nachdem die Vorstellungen der Einzelnen nichts gefruchtet hatten, einen schon im Juli von der Königin empfohlenen gemeinsamen Schritt zu tun. Es klingt heute fast unglaublich, daß sich Hardenberg, Stein, die Prinzen, Rüchel u. a. zu einer Denkschrift an den König vereinigten, in der die sofortige Entlassung von Haugwitz und Lombard verlangt und die ganze Kabinettsregierung zum Gegenstand einer sehr scharfen Kritik gemacht wurde. Die Prinzen hatten sich an Johannes von Müller gewandt, der ihrer Denkschrift seine Feder lieh. Hüffer sagt von seiner Arbeit, sie war eine Denkschrift, die von jeher als Markstein für die Geschichte der Zeit und insbesondere des preussischen Staatswesens gegolten hat. „Die ganze Armee, das ganze Publikum und auch die bestgesinnten auswärtigen Höfe betrachten mit äußerstem Mißtrauen das Kabinet Eurer Majestät, wie es gegenwärtig organisiert ist. Dies Kabinet, welches nach und nach zwischen Eurer Majestät und das Ministerium sich so eingedrungen hat, daß jeder Mann weiß, es geschehe alles durch die drei oder vier Männer, hat besonders in Staatsfachen alles Zutrauen längst eingebüßt. Aller der freche Mißbrauch, welchen Bonaparte von der Friedensliebe Eurer Majestät gemacht hat, wird ihnen zugeschrieben. Die öffentliche Stimme redet von Bestechung. Dies wollen wir ununtersucht lassen, denn auch Vorurteile und andre persönliche Neigungen und Verhältnisse können zu ebenso schlechten Handlungen verleiten wie das Geld. Genug, die allgemeine und auf notorischen Tatsachen gegründete Überzeugung ist, daß es mit Bonaparte auf alle Weise kolludiert und entweder den Frieden durch die schändlichste Nachgiebigkeit erkaufen oder im Kriege äußerst schwache Maßregeln ergreifen, oder wenn Eure Majestät kräftige vorschreiben, und ehrenvolle Generale sie auch herzhast ausführen wollen, dieselben lähmen, wo nicht verraten, und hierdurch über Eure Majestät, über dero ganzes Haus und getreue Untertanen das äußerste Unglück bringen wird.“ Die Denkschrift schließt mit dem Ausdruck der Zuversicht, daß sich da nur durch die Entfernung des Grafen Haugwitz und der beiden Kabinettsräte Beyme und Lombard Zutrauen, Festigkeit und Ruhe für die Gemüter und eine gegründete Hoffnung des guten Ausgangs der Sachen erreichen lasse,

der König die bezeichneten Persönlichkeiten entlassen werde. Die Denkschrift, unterzeichnet von vier preußischen Prinzen, dem Prinzen von Oranien, des Königs Schwager, dem General von Mülhel, dem Staatsminister von Stein und dem Generalmajor Phull, datiert vom 25. und 31. August, ist durch den Adjutanten Mülhels, den Hauptmann von Kleist, dem Könige am 2. September zu Charlottenburg in einem Augenblick überreicht worden, in dem er sich in den Gemächern der Königin befand, auf deren Unterstützung gerechnet worden war. Aber erschreckt vor dem Zorn ihres Gemahls leistet die Königin diese Unterstützung nicht. Der Augenblick war freilich auch schlecht gewählt. Am 9. August war die Mobilmachung ausgesprochen worden, vierzig Kuriere hatten die Befehle in die Provinzen getragen, man befand sich fast am Vorabend des Krieges. „Nichts war dem Könige so widerwärtig, schreibt Hüffer, als ein offener Eingriff in seine freie Willensbestimmung und ein Benehmen, das nur entfernt der ihm schuldigen Ehrfurcht zu ermangeln schien. Selbst in dem Verhalten Napoleons hatte er am bittersten die Nichtachtung seiner persönlichen Würde empfunden.“ Man kann danach ermessen, wie der König diesen in Preußen ganz unerhörten Schritt auffaßte, der in seinen Augen sicherlich noch dadurch erschwert wurde, daß nicht einer der Prinzen persönlich das Schriftstück überreicht hatte, sondern ein Adjutant Mülhels damit beauftragt worden war. Mülhel erhielt einen scharfen Verweis, den Prinzen, seinen Brüdern, gab der König unverhohlen sein Mißfallen zu erkennen, und er verbat sich ein für allemal Zuschriften dieser Art. Der Herzog von Braunschweig-Deß und der Prinz von Oranien erhielten kalt abweisende Antworten, dem Minister vom Stein mußte General Phull die Unzufriedenheit des Königs aussprechen. Die Prinzen, die eine Stellung bei der Armee bekleideten, erhielten Befehl, sich sofort auf ihre Posten zu begeben, dem Prinzen Louis Ferdinand wurde nicht einmal gestattet, sich vom König oder der Königin persönlich zu verabschieden, als er am 5. September Berlin verließ.

Der König selbst reiste am Abend des 20. September zur Armee ab, nachdem drei Tage zuvor der Krieg fest beschlossen worden war. In die Zwischenzeit fällt noch ein Briefwechsel mit dem Kaiser Alexander von Rußland, der im Fortgange der seit Monaten schwebenden Verhandlungen den König zum Kriege ermuntert hatte. Der König erwidert am 6. September, er werde sich durch keinen Versuch Napoleons einschläfern lassen, sondern auf der Verbindung der norddeutschen Fürsten gegenüber dem Rheinbunde und dem Rückzug der französischen Truppen aus Süddeutschland bestehen. Da Napoleon voraussichtlich auf diese Bedingungen nicht eingehn werde, so sei der Krieg gewiß; ein besondrer Gesandter werde unverzüglich über die von Preußen gewünschten Maßnahmen in Petersburg das Nähere mitteilen. Aber der Oberst von Krusemark, der diese Sendung übernehmen sollte, trat erst am 18. September die Reise an, um ein Hilfsheer von 60000 Mann zu verlangen. Fünf Wochen nach der preußischen Mobilmachung! Es kann nicht wundernehmen, daß diese auffällige Rückständigkeit in der diplomatischen Vorbereitung des Krieges nicht nur die ein-

geweihten Persönlichkeiten, sondern darüber hinaus weitere Kreise mit tiefem Mißtrauen und nur allzu berechtigter Besorgnis erfüllte. Lombard, der dem König in das Hauptquartier nach Raumburg gefolgt war, empfing den Auftrag, den Absagebrief an Napoleon und das Kriegsmanifest zu verfassen. Das Schreiben, das Lombard für den König entwarf, war allerdings weder dem Zweck noch der Lage entsprechend, eine Mischung von Vorwürfen, Bewunderung, ja Zärtlichkeit. Hüffer sagt dazu: „ein verräterner Freund, eine verlassene Geliebte könnten in solchem Tone dem Ungetreuen schreiben. Beinahe alles ist wahr, manches schön und treffend im Ausdruck, aber es klingt sonderbar im Munde eines Fürsten und paßt am wenigsten für den, an den es gerichtet war.“ Napoleon hat später über das Schreiben gespottet, in Briefen an Talleyrand, an die Rheinbundfürsten und sogar in einem Bulletin nannte er es ein schlechtes Pamphlet, zwanzig Seiten lang, eine Rhapsodie, aus englischen Zeitungen abgeschrieben, er habe es nicht einmal ganz gelesen. Das auffallendste ist, daß es gar keine Forderung ausspricht, sondern in seiner Schilderung von Gefühlen und in der Bewunderung Napoleons seinen Abschluß findet. Es ist nicht ein Absagebrief, unmittelbar vor Beginn einer welterschütternden Fehde geschrieben, sondern eine ausgestreckte Hand, die da erwartet, daß der andre Teil sie noch ergreifen werde. Genz, der auf Einladung von Haugwitz am 3. Oktober aus Wien im Hauptquartier Raumburg eingetroffen war, um auf dessen Wunsch die preussische Politik mit seiner Feder zu unterstützen, sollte mit Lombard das von diesem in französischer Sprache abgefaßte Kriegsmanifest durchgehen und es ins Deutsche übertragen. Das Manifest suchte durch eine Reihe von Beispielen zu beweisen, daß die französische Politik seit fünfzehn Jahren eine Geißel der Menschheit gewesen, und kam zu dem Schluß, daß der König nach langen Geduldsproben nicht ferner zögern dürfe, die Waffen zu ergreifen, um seine Monarchie vor dem sie bedrohenden Schicksal zu bewahren und das unglückliche Deutschland von dem Joch, unter dem es erliege, zu befreien. Ungemein charakteristisch für die Handhabung der Regierungsgeschäfte ist es, daß wenigstens nach den Mitteilungen von Genz, ein so wichtiges und verantwortungsreiches Schriftstück ganz allein von Lombard und Genz bearbeitet wurde. Genz schreibt wörtlich: „Weder der König noch Graf Haugwitz noch sonst jemand wurde dabei irgendwie zu Rate gezogen, denn das Manifest blieb gerade so, wie es aus unsern Händen hervorgegangen war, und der König hat es nicht einmal wiedergesehen, bevor es gedruckt und veröffentlicht wurde.“ Die Beratung war Abends neun Uhr beendet, Genz verwandte die ganze Nacht darauf, es ins Deutsche zu übertragen. Am 8. Oktober wurde es in Weimar gedruckt, und vom 10. Oktober ab gelangte es an die Öffentlichkeit.

